

lige Vernetzung mit Akteuren außerhalb des Wissenschaftsbetriebs. Und wir fordern: Neugier, Engagement, Unabhängigkeit, Neutralität, Offenheit und Hartnäckigkeit.“ (S. 57). Man wird abwarten, wer solche Hoffnungen besser bedienen wird: public history oder Landesgeschichte? Die Landesgeschichte hat auf Grund ihrer reichen finanziellen und institutionellen Ressourcen gute Chancen, vor allem wenn ihr die optimale Förderung begeisterungsfähiger junger Leute in einem frühen Karrierestadium gelingt. Dabei könnten die traditionellen Aufgaben des Bewahrens und Erschließens noch deutlicher mit einer öffentlichen, menschenfreundlichen Vermittlung naher Geschichte verbunden werden.

Bernd Schneidmüller

Cécile LIGNEREUX / Stéphane MACÉ / Steffen PATZOLD / Klaus RIDDER (Hg.), *Vulnerabilität / La vulnérabilité* (Bedrohte Ordnungen, Bd. 13). Tübingen: Mohr Siebeck 2020. XII, 476 S. ISBN 978-3-16-157676-8. € 79,-

„Vulnerabilität“ entstand als sozialwissenschaftliches Schlagwort vor ca. 20 Jahren, wurde theoretisiert, machte im Zuge unter anderem der Katastrophenforschung Karriere, blieb aber in weiteren Disziplinen mit Schwerpunkt auf die Vormoderne, z. B. Sprach- und Literaturwissenschaften, unrezipiert.

Diesem Desiderat wollte eine deutsch-französische Tagung im Jahr 2015, organisiert durch den DFG-Sonderforschungsbereich 923 „Bedrohte Ordnungen“ und das „Zentrum Vormodernes Europa“ an der Universität Tübingen zusammen mit dem Laboratoire „Rhétorique de l’Antiquité à la Révolution“ der Université Grenoble Alpes, nachkommen. Das Resultat versammelt dieser Band in 29 Beiträgen à je zehn bis zwanzig Seiten auf Deutsch oder Französisch. Geführt werden sie in der Buchreihe des SFB, der ändernde Ordnungskonfigurationen und einhergehende Bedrohungskommunikation seit der Antike untersucht. Gefragt wird laut Einleitung der Herausgeber Klaus Ridder und Steffen Patzold nach Übertragungsmöglichkeiten des Konzepts auf die Vormoderne einerseits sowie nach modernen Formen und Verwendungen von „Vulnerabilität“ andererseits.

In der ersten Sektion führen sieben überwiegend sozial- und umweltgeschichtliche Abhandlungen die modernen Forschungskonzepte ein. Gestützt auf Fallbeispiele verschiedenartiger Krisen im mittelalterlichen Heiligen Römischen Reich plädieren Peter Rückert für die Bestimmung „klimavulnerabler Regionen“ nach sozioökonomischen Faktoren in Ergänzung biophysischer Merkmale und Lucas Clemens für ein Modell kultureller Anpassungszyklen, in denen sich Vulnerabilitäts- um Resilienzprozesse ergänzen. Auswirkungen institutioneller Vulnerabilität demonstrieren sowohl Steffen Patzold und Elena Ziegler in ihrem Brückenschlag zwischen Klimageschichte und der Herrschaftspolitik Ludwigs des Frommen als auch Thomas Kohl, indem er eskalierende Fehden während des Investiturstreits im Reich mit der friedenssichernden Aushandlungskultur zwischen Gutsherrschaften in Westfrankreich im 11. Jahrhundert vergleicht. Mit Beispielen höfischer Gesellschaften im Prosa-Lancelot (Klaus Ridder) und im „Discours de la Servitude“ von Étienne de La Boétie (Francis Goyet) wird der Bogen zur nächsten Sektion geschlagen.

Die zweite Sektion widmet sich in 13 Beiträgen rhetorischen Figuren der Bedrohungskommunikation, unterteilt in „religiöse Transzendenz“, „Bitten“ und „Klagen“, die in französischen Psaltern, Predigten (Loïc Nicolas), Briefen, Rhetoriklehrbüchern, Dichtung und Literatur der frühen Neuzeit bezüglich Vulnerabilität untersucht werden. Gott wurde angerufen, um über seine Gnade menschliches Leid zu verringern. Jene steht besonders in

reformatorischen Texten im Mittelpunkt (Véronique Ferrer). Die Schwächen, mit denen Gott die Menschheit wegen des Sündenfalls versehen hat, lassen sich dabei als Vulnerabilität fassen, die nur über das Seelenheil aufzulösen ist. Um es zu erhalten, muss der Mensch stets aufs Neue Reue und Demut zeigen und Gott loben (Claire Fourquet-Gracieux, Christiane Deloince-Louette).

Bitten wurden aber auch an Personen gerichtet. In diesen Fällen gründete die Vulnerabilität in existenziellem Leid, hervorgerufen z.B. durch die finanzielle Abhängigkeit von einem Mäzenen (Pauline Dorio, Déborah Knop), die französischen Religionskriege (Alain Génétiot, Claudie Martin-Ulrich, Corinne Noirot) oder die Abwesenheit geliebter Freunde (Cécile Lignereux). Der rhetorische Strategiekatalog richtet sich nach antiken und frühneuzeitlichen Theoretikern, insbesondere Erasmus von Rotterdam. Meist wird die Entblößung der eigenen Situation inszeniert, um bei der Adressat*in Mitleid zu erwecken. Bisweilen kann sie in Forderung oder gar Drohung eskalieren. Die rhetorischen Formen unterscheiden sich nach Textgattung und Epoche.

Die Klage ist natürlich auch bei Bitten ein frequentes Element und steht insbesondere in der Held*innendichtung und -prosa im Mittelpunkt (Véronique Adam, Nicholas Dion). Zentrale Motive sind verschiedene Formen individueller Trauer, der zum Teil romantische Liebe zugrunde liegt. Die Akkumulation durch Aneinanderreihung gleichwertiger Argumente soll ihr Nachdruck verleihen (Corinne Denoyelle).

In der dritten Sektion widmen sich vier Beiträge literarischen und vier theatralischen Verarbeitungen von Vulnerabilität, davon eine in Opern der 1770er-Jahre (Jean-Philippe Grosperin). Die Dramaturgie bediente sich verschiedener Darstellungsmittel: Die Klage allegorischer Personifikationen der menschlichen Gebrechlichkeit wird in den Moralitäten des 15. und 16. Jahrhunderts mit bestimmten Rhythmen und mit Umkleiden verdeutlicht (Estelle Doudet). In seinem materialistischen Plädoyer schöpfte Molière die zeitgenössische Theatertechnik und Musik aus, indem sie Psyche dazu dienen, ihrer Vulnerabilität und damit ihrer Menschenwürde physischen Ausdruck zu verleihen (Laura Naudeix). Im 17. und 18. Jahrhundert wandelte sich das Verständnis der menschlichen Vulnerabilität: Statt Gottes Gnade führten nun das eigene Erkennen der stetigen Ungnade durch die Dienerfigur bei Tristan L’Hermite (Frank Greiner) oder durch Erlernen bei Jean-Jacques Rousseaus Modellkind „Emil“ (Christophe Cave) zu einer gewissen Unabhängigkeit oder Überwindung, dies auch in den Märchen von Charles Perrault (Jean-Pierre van Elslande).

Der Band verortet vormoderne Vulnerabilitäten auf gesellschaftlicher, individuell-körperlicher und heilsgeschichtlicher Ebene sowie ihre rhetorischen und dramaturgischen Formen. Anders als die symbolhafte Scherbe einer rotfigurigen Chairias-Tonschale mit einer arbeitenden Frau auf dem Titelbild vermuten lässt, befassen sich nur Cécile Lignereux, Manuel Braun und Carlotta Posth mit Geschlechterdimensionen von Vulnerabilität. Die analytische Tiefe der Beiträge im Band ist mittelmäßig bis sehr hoch. Aber nur wenige setzen vormoderne und moderne Vorstellungen miteinander in Bezug, indem sie zugleich religiöse und soziopolitische Beziehungen in den Blick nehmen, so Hans-Werner Goetz, der bezüglich der Eignung des Vulnerabilitätskonzepts für die Mediävistik skeptisch bleibt, Manuel Braun und Estelle Doudet. Viele Autor*innen stellen Vulnerabilität in ihren untersuchten Texten als prozesshafte Eigenschaft fest, an deren Ende unterschiedliche Formen der Auflösung stehen können. Zwar geht es meist um eine Wiederherstellung und weniger eine vorwärtsgerichtete Entwicklung im Sinne der heutigen „Resilienz“. Dadurch erscheint das Konzept „Vulnerabilität“ für die Vormoderne besser geeignet. Aber der fortwährende

Erneuerungsbedarf des Vertrags zwischen Gnadensucher*in und Gott sowie die Forderungen, Vorwürfe und Polemik, die als Teil der Bitte auftauchen, weisen darauf hin, dass Vulnerabilität in der Vormoderne nicht nur eindimensional, sondern auch schon zyklisch und transformativ gedacht wurden. Raphael Longoni

Archäologie und Geschichte der Stadt in der Zähringerzeit, hg. von Stephan KALTWASSER und Heinz KRIEG (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 61). Freiburg/München: Verlag Karl Alber 2019. 271 S., zahlr. Abb. u. Karten. ISBN 978-3-495-49961-0. Geb. € 39,-

Vielleicht in keiner anderen deutschsprachigen Region übt das Thema der dynastischen Städtepolitik und -gründung bis heute eine so ungebrochene Faszination aus wie im Südwesten. Nach wie vor ist die Berufung auf einen staufischen oder zähringischen Gründer hier ein wesentlicher Teil kommunaler Identität. Dass die im Zähringerjahr 2018 von der Stadt Neuenburg am Rhein und der Abteilung Landesgeschichte des Historischen Seminars der Universität Freiburg ausgerichtete Tagung durchaus auch dem Ziel der historischen Selbstvergewisserung diene, darf man daher wohl annehmen. Folgt man nämlich dem Grußwort der Landesregierung, gibt es beim Thema Geschichte und Archäologie der Zähringerzeit kaum eine Stadt, die dafür geeigneter wäre als Neuenburg (S.7). Eine dezidierte Aussage, nicht nur angesichts der Nähe zu Freiburg, sondern auch mit Blick auf die Forschungsgeschichte, hatte doch der voluminöse Katalog der großen Zähringerausstellung 1986 der „Zähringerstadt“ Neuenburg noch eher ein Nischendasein zugewiesen. Seine etwas ketzerische Frage, ob das Thema „Zähringer“ möglicherweise nur noch für eine Handvoll Spezialisten von Belang sei, hat denn auch J. Dendorfer (Die Zähringer und ihre Städte – Mythen, Narrative und Befunde, S. 145–164) selbst korrigiert, allerdings mit dem Hinweis auf das Auseinanderklaffen von öffentlichem Interesse und tatsächlicher Kenntnis.

Mit Blick auf die damalige Quellenlage hatte sich noch der 2004 erschienene archäologische Stadtkataster zu Neuenburg eher vorsichtig zur Gründungsfrage geäußert. Mittlerweile wird jedoch vor allem die Glaubwürdigkeit des Eintrags im Tennenbacher Güterverzeichnis deutlich positiver beurteilt. Dieser berichtet davon, dass Herzog Berthold IV. (1152–1186) auf dem vormaligen Besitz des Klosters eine *civitas* errichtet habe. Die Diskussion um die Gründungsnotiz, die zeitliche Einordnung der nur hier überlieferten Gründung (1170–1180) und die weitere Entwicklung der Stadt vor allem bis Ende des 13. Jahrhunderts zeichnet U. Parlow (Neuenburg am Rhein: Von der Stadtgründung bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts, S. 13–35) anhand der Schriftüberlieferung nach.

Zusätzlicher Tagungsanlass waren die umfangreichen, 2012–2015 in Neuenburg durchgeführten Grabungen. Einen ersten Überblick über den keramischen Fundstoff liefert der Beitrag von S. Kaltwasser (Materielle Kultur – erläutert am Fundmaterial und an hervorgehobenen Befunden aus den archäologischen Grabungen in Neuenburg am Rhein, S. 89–99). Demnach datiert die älteste Neuenburger Keramik in die Mitte des 12. Jahrhunderts und damit in die Zeit vor der zähringischen Inbesitznahme.

Von einem „klaren Konzept zur Neuanlage“ spricht B. Jenisch im Zusammenhang mit den von ihm vorgestellten städtischen Fallbeispielen (Neue archäologische Befunde zu Zähringerstädten im rechtsrheinischen Raum [Freiburg im Breisgau, Villingen, Neuenburg am Rhein], S. 63–87). Die Formulierung legt nahe, dass hier der Gründungsakt mit umfangreichen Baumaßnahmen einherging, doch lässt sich im Falle Neuenburgs eine regelmäßige